



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Minckwitz, M. J.: Joseph Roumanille. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

mußte, und der nie eine Schlappe erlitt, den kommenden Geschlechtern vor Augen geführt werden.

Indem wir einen Toten tief beklagen, grüßen wir einen Unsterblichen!



## Joseph Roumanille

Von M. J. Minckwitz

### 1

**I**m ersten Kapitel seines Ekkehard scherzt Scheffel in launiger Art über die Finsternis, die „bekanntlich über dem ganzen Mittelalter lastete.“ Welche heitere Dichterstimmung verrät der trocken klingende Zusatz, daß in der Zeit, die er sich zu schildern anschickt, von dieser Finsternis „im einzelnen nichts wahrzunehmen war.“ Wer die Zeitereignisse wachsamem Auge verfolgt, wird diese gefällige humoristische Äußerung aus dem Jahre 1855 im neuen Jahrhundert vielleicht öfters mit Zustimmung bekräftigen. In einer Beziehung wenigstens, so lehrt uns das neunzehnte und noch mehr das junge zwanzigste Jahrhundert, war das Mittelalter sicher heller und duldsamer. Es verstand die schwierige Kunst, verschiedensprachige Völkerstämme scheinbar lose und dennoch politisch einträchtig nebeneinander zu reihen. Geistigen Eroberungen gegenüber, denen gewisse Sprachgebiete ihre Erweiterung verdanken, verhielten sich die Regierungsbehörden passiv. Ein Sprachen- und Rassenkampf, wie er sich zum Beispiel neuerdings in der österreichischen Monarchie mit fanatischer Erbitterung und Blutvergießen abgespielt hat, war vor Jahrhunderten etwas völlig unbekanntes. Erst seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hat sich mehr und mehr die Anschauung Bahn gebrochen, daß eine gemeinsame Sprache das charakteristische, untrügliche Abzeichen politisch geeinter Nationen sein müsse. Diese Erkenntnis, deren Logik bei reiflicher Überlegung anfechtbar erscheint, ist zum Signal für kleinliche Händel aller Art, wenn nicht sogar für Rassenkampf geworden. Wir sind engherziger als die Vaterlandsvertreter des Mittelalters, die die Staatskunst noch nicht in möglichst riesenhaften Verhältnissen betrieben. Nicht einmal die Schweiz, die trotz dem öfters hervorgehobnen Kantönligeist seit Jahrhunderten die friedliche Dreieinigkeit der germanischen Rasse mit zwei romanischen als politisch vereinbar zeigt, hat dem Nachbarstaat ihre dreisprachige Friedenslehre dauerhafter Staatseinheit als nachahmungswert einzuprägen vermocht. Trotz der zunehmenden Umsicht moderner Staatskunst hat sich der europäische Völkerhimmel der Gegenwart in mancher Beziehung recht ungünstig verdunkelt.

Um so verwunderlicher erscheint es, daß der Süden Frankreichs, insbesondere die Provence, um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine literarische und somit sprachliche Wiedererstehung — unbeschadet der politischen Einheit Frankreichs — zu feiern beginnen durfte. Noch seltsamer, daß der Norden, insbesondere Paris, diesen spontanen, aller Zentralisation schnurstracks zuwiderlaufenden Strömungen freundliche Zustimmung, bisweilen enthusiastischen

Beifall, ansehnliche literarische Zweigvereine, ja sogar akademische Ehrung geschenkt hat. Augenscheinlich ist diese großmütige, andauernde Ausnahmestimmung im gewitterschwülen Frieden Europas nur der elementaren Kraft zuzuschreiben, mit der sich aus dem urwüchsigen Schoße südlichen Volkslebens einige Dichtergenies zu ungewöhnlicher Entfaltung ihrer Dichtergaben aufschwangen: einerseits lebenswürdig anschmiegende Naturen wie Alphonse Daudet, die ohne Verleugnung ihrer Art mit dem weniger impulsiven Norden ein fruchtbringendes Kompromiß abzuschließen verstanden, andererseits fest im Heimatboden wurzelnde Stammeichen, die an jeder Verpflanzung zugrunde gegangen wären wie Roumanille und Mistral. Seit einem halben Jahrhundert hat sich Mistral ebenbürtig dem Chor der großen Dichter angeschlossen, die der ganzen Menschheit Schmerzen, Kämpfe, Freuden und Hoffnungen besingen, und der ihm vor kurzem zuerteilte Nobelpreis bedeutet nur eine erneute Bestätigung des Urteils, das alle gebildeten Nationen über sein Lebenswerk gefällt haben. Jedoch stützt sich die Summe seiner Leistungen auf die geduldige, stillere Vorarbeit eines Heimatgenossen, der mit vollem Recht als der Vater des Félibrige, als der Begründer der neuprovenzalischen Dichterschule bezeichnet worden ist, Joseph Roumanille, der am 8. August 1818 in St. Remy geborne Sohn schlichter Gärtnersleute.\* In seiner vorbildlich wirkenden Biographie laufen zwei Fäden nebeneinander her, der eine, schlicht realistisch aus dürftigen Alltagsverhältnissen hervorgesponnen, verläuft ohne auffallenden äußern Erfolg zu einem patriarchalisch ausklingenden Lebensabend, der andre, von einer strahlenden Fee dem nicht mit weltlichen Gütern gesegneten Erdenbürger in die ärmliche Wiege gelegt, strebt unentwegt idealen Zielen zu und wird, so lange Mistral lebt, allen jüngern Zeitgenossen sichtbar in der Hand des Genius festgehalten: ihn spannt die reinsten, zu poetischen Taten verkörperte Heimatliebe. Was Roumanille selbst über seine erste Jugendzeit zu berichten weiß, klingt unendlich rührend. Schade, daß wir dem trefflichen Schilderer nicht eine zusammenhängende Darstellung seiner Lebensschicksale zu verdanken haben. Man muß schon zum sorgfamen Ahrenleser werden, wenn man aus gelegentlich erreichbaren Notizen, brieflichen und andern munteren Äußerungen ein anschauliches Bild zusammenstellen will. Seiner Eltern gedenkt der Dichter mit warmer Anhänglichkeit. Sein Elternhaus zeichnet er mit wenig Pinselzügen in dem lieblichen Gedichte: *Mouste vole mourir* (Wo ich dereinst sterben möchte). In einem kleinen Gehöft, vor dem Tore von St. Remy, in einem halb hinter Apfelbäumen versteckten Häuschen, ist der Dichter geboren „als Sohn eines Gärtners und einer Gärtnerin in den Gärten von St. Remy“; als Erstgeborener von sieben armen Kindern und von zarter Gesundheit fühlt er sich manche Nacht treulich behütet von dem wachenden Mutterauge. Die poetisch verklärende Rückblicksstimmung des Jahres 1847 klingt in treuem Gedenken an die sorglich gehegte Kinderzeit aus: „Jetzt lacht der Frühling rings um das Häuschen, alles grünt und blüht von frischem, aber der junge Vogel ist längst ausgeflogen aus dem Blumeneste und schlägt in sehrender Erinnerung mit den Flügeln. Gib mir, o mein Gott, daß deine Segenshand,

\*) Ich kann nicht umhin, schon an dieser Stelle der Witwe des Dichters meinen Dank auszusprechen für die unermüdlische Auskunft und treue Förderung meiner kleinen Studie.

wenn ich die Bitterkeit des Lebens genugsam gekostet habe, mein Auge schließe an der Stätte, wo ich geboren bin.“

Der Ernst des Lebens begann mit der Lücke, die der Tod eines Brüderchens in die frohe Kinderschar schlug, die Bitterkeit begann mit dem Bewußtsein drückender Armut, die jeden frohen Ausblick in die Zukunft dämpfte. Schon der achtjährige Knabe mühte sich redlich als Stütze der vielgeplagten Mutter; im nahen Städtchen trug er ihr den schweren Korb mit der saftigen Traubenlast von Tür zu Tür, um den Verkauf zu erleichtern. Aber auch diese Kinderzeit hatte ihre Lichtseiten, und der Humor, die köstliche Mitgift des spätern Dichters, hat in der prächtigen Erzählung *Quand j'étais enfant* einigen zur Lachlust reizenden Stoff aus dem bescheidenen Schätze der Erinnerung gezogen. In der Schule scheint der Knabe an manchen tollen Streichen beteiligt gewesen zu sein. Der arme Lehrer, der so „leicht in Zorn geriet wie ein wilder Stier der Camargue in der Arena,“ hatte seine liebe Not mit diesem fecken Mutwillen. Mit den Kameraden wurde die Freundschaft durch redliche „Anüffe und Haarraufen“ warm gehalten und die köstliche Freiheit des Provencer Landlebens in vollen Zügen genossen. Da plätscherten fünf oder sechs kleine Schlingel zur heißen Sommerzeit in dem frisch sprudelnden Wasser des Réal, das freilich nur bis ans Knie reichte, und an das fröhliche Herumplätschern reihte sich die Schmetterlingsjagd durchs manns hohe Gras als einfachstes, praktisches Mittel, die nasse Haut zu trocknen. Wenn nur nicht das Erscheinen des gestrengen Herrn Pfarrers dem idyllischen Herumtollen der nackten Jungen ein jähes Ende mit Schrecken bereitet hätte. Im nächsten Augenblicke lag alles platt auf dem Rücken ausgestreckt unter dem schirmenden Dache der hohen Binsen, bis auf ein einziges Unglückskind, das die Finger von Hochwürden am Ohr verspürt, und wie verspürt. *Et Monsieur Jaussaud de tirer!* Das Unglück will, daß er gerade den kleinen Roumanille erwischt hat, der so gern Chorknabe geworden wäre. Mit der Aussicht ist es nun endgiltig vorbei. Aber, wird man fragen, sein guter Kamerad Páscalet war doch gewiß ebenfalls dabei, und der war doch auch Chorknabe? Diesesmal nicht, meldet der Dichter, aber wohl das nächstemal, bald darauf! Tragischer verlief ein andres wichtiges Ereignis für den Zwölfjährigen. Kamerad Páscalet hatte sich schwer erkältet beim Spiel während der Nebel des St. Simonstags, Nebel, die in der Provence so eisig und so dicht sind, daß „man sie mit dem Messer zerschneiden könnte.“ Und der vom Fieberfrost Geschüttelte soll am nächsten Tage zu Ehren des heiligen Crispin für die Schusterinnung das Credo in der Hauptmesse singen. Mit heisern Flüstertönen bittet er seinen Freund, doch für ihn eintreten zu wollen. Da auch der Herr Pfarrer diesen Ersatz billigt, freut sich unser kleiner Gärtnerssohn, mit seiner schönen hellen Stimme Ehre einlegen zu dürfen. Er hat schon einmal ein Solo gesungen, von dem ganz St. Remy sprach. Noch immer wissen sich die alten Männer davon zu erzählen im Winter, wenn sie, „während ein helles Tröpflein an ihrer Nasenspitze zittert,“ sich am Portal der großen Kirche von der Sonne wärmen lassen. Unser Bizchorknabe ist überglücklich. Beim Nachtessen verspürt er nicht die geringste Eßlust, er „knuspert nur ein wenig mit den Vorderzähnen wie die Kaninchen.“ Die Mutter freut sich, nur der Vater Jean-Denis, der

unter Bonaparte in Reih und Glied gestanden hat, nimmt die Nachricht vom kleinen Ersatzmann etwas kühler auf. In der Nacht wälzt sich der Kleine ruhelos auf seinem Strohlager. Sein Ehrgeiz ist erwacht; am ganzen Körper zerrts und juckts ihn. Er übt seine Stimme, probiert hohe und tiefe Töne. „Das Auf- und Absteigen“ will gar kein Ende nehmen, bis der Vater, im Schlummer gestört, mit einer tüchtigen Prügelsuppe aufzuwarten droht. Am Morgen in der Frühe wird feierlich Toilette gemacht. Leider werden die zur Kommunion angeschafften Staatskleider schon etwas eng, wegen des ungestümen Wachstums, das „dem Aufgehn des Brotteigs in der Backmulde gleich.“ Welch ein berechtigter Stolz, an Stelle der klappernden Holzpantoffeln knarrende Lederstiefel zu verspüren. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre auch noch der Rasierapparat des Vaters in Bewegung geraten, auf die Gefahr hin, das Gesicht zu verunstalten wegen der paar Härlein, die sich der Zunge auf den Wangen und unter der Nase andichtet. Zum Schlusse kam das von der Mutter sorgfältig für ihren Ältesten bedachte Frühstück: die Zwiebel, ein paar roh verschluckte Eier und zwei derbe „Daumenhoch“ reinen Weins. Und trotz all der Fürsorge lief die Feier kläglich für den kleinen Helden ab, dessen Backen „so hochrot glühen, daß ein Zündholz daran hätte Feuer fangen können,“ und vor dessen Augen „ein wahres Sternengeflimmer gaukelt.“ Soeben hat der alte Geistliche mit meckernder Stimme das Credo in unum Deum angestimmt, doch kaum öffnet der Kleine die Lippen, um sein Solo aus voller Kehle herauszuschmettern, als ihm von sämtlichen „Hühneraugenfabrikanten“ gebieterisch Schweigen auferlegt wird. Der Chordirigent stopft ihm obendrein sein tabatgeschwängertes Sacktuch in den Mund, sodaß dem Knaben die „Auglein zu brennen beginnen wie von glühenden Kohlen.“ Als der tief Gedemütigte trostlos durch ein Hinterpförtchen aus der Kirche schlüpft, fallen ihn die Hunde an, und ein besonders boshafter Kläffer reißt ein Dreieck in die schöne Festtagshofe. Mit der Chorknabenlaufbahn istz trotz der schönen Stimme aus, denn dem kleinen Sänger ist ein gar zu arges Versehen passiert: statt Patrem omnipotentem einzusetzen, hat er mit voller Lungenkraft sein Lieblingssolo Cantate Dominum angestimmt. Von Mütterchens Enttäuschung und Vaters Schadenfreude schweigt der Dichter.

Die ernste Lebensschule forderte früh und streng ihr Anrecht. Doch stammen die ersten dichterischen Versuche in der Heimatsprache schon aus dem Jahre 1836, aus dem Colloge von Tarascon, dem durch Daudets Tartarin weltberühmt gewordenen Städtchen. Der kaum Zwanzigjährige wird petit professeur im Pensionat Camille Reybauds zu Lyons, zwei Jahre später Lehrer in der Anstalt Dupuy in Avignon (wo er mit Mistral und Anselme Mathieu bekannt wird). Acht Jahre müht er sich als Correcteur d'épreuves in der Buchdruckerei von François Seguin, und er erringt schließlich mit unsäglichem Fleiß eine selbständige Lebensstellung durch Errichtung der heute weltbekannten Buchhandlung in Avignon, die seinen Namen trägt. Als er hier, tief betrauert, am 24. Mai 1891 aus dem Leben scheidet, wird er auf seinen Wunsch auf dem kleinen Kirchhofe von St. Remy an der Seite seiner Eltern zur ewigen Ruhe gebettet. Seine Buchhandlung aber war dazu ausgersehen, der Verlagsmittelpunkt für die gesamte neuprovenzalische Dichtkunst zu

werden. „Kein Fremder, der von der neuen Literatur gehört, wandelte an seinem Laden vorüber, ohne einzutreten und ohne von der Liebenswürdigkeit des treuherzigen Dichters und seiner Familie erquickt zu werden.“

Ehe wir unser Interesse dem Dichter Roumanille zuwenden, bedarf es noch eines doppelten kurzen Haltes an zwei Wendepunkten seines Lebens. Rührend und weisevoll wirkt der Bericht von seiner Verheiratung, feierlich und erhebend die Schilderung seiner Sterbestunde. Es bedarf kaum der Versicherung, daß Roumanille, der schon im bescheiden Elternhause die Liebe zu einem gesunden Familienleben eingefogen hatte, den eignen Herd früher begründet hätte, wenn nur die geringen Existenzmittel diesen Lieblingswunsch nicht anhaltend verzögerten. Die Sehnsucht nach Frau und Kind spricht unverhohlen in ehrlicher Tonart aus den Hochzeitsgedichten, die er im Laufe der Jahre einer Reihe von Jugendfreunden widmete: Aubanel, Paul Giéra, Aubert; insbesondere in den frischen Strophen: *Oh! la bello journado*. Aber als er seine *Flour de Sauvi* (1850 bis 1863) dichtete und in dem Eingangsliede an Jean Reboul von Nîmes sein Leid klagte, weil er die Dreißig überschritten habe und schon einzelne Schneeflocken seine Locken überstreuten, erblühte ihm unverhofft der lieblichste Liebeslenz. Bei den Festlichkeiten, die 1862 zu Ehren der heiligen Anna von St. Apt veranstaltet wurden, trug ein junges, durch Schönheit und Anmut ausgezeichnetes Mädchen, Rose-Anaïs Gras von Malemort (einem kleinen Dorfe des Comtat), den Preis davon für einige warm empfundne Strophen, die sie zu Ehren der heiligen Schutzpatronin verfaßt hatte. Mistral selbst las der Versammlung das preisgekrönte Gedicht vor. Unser Roumanille, damals Sekretär des *Félibrige*, erhielt den angenehmen Auftrag, der abwesenden Dichterin die übliche Auszeichnung des silbernen Weichenbuketts zu überbringen. Selbstverständlich ließ er es nicht an einigen poetischen Begleitzeilen fehlen: *Vaqui, bravo damiseleto — Uno vierginenco teletto — Pèr ta gràci e ta bèuta: O Roso, vaqui li vióuleto — Que te mando Santo-Anno-d'At!* (Hier, wackres, kleines Fräulein, sieh den jungfräulichen Schmuck für deine Anmut und Schönheit: „O Rose, diese Weichen schickt dir die heilige Anna von Apt!“) Acht Monate später, am 21. Mai 1863, schrieb der Dichter in das Gebetbuch seiner glückstrahlenden Braut: „O, Anaïs, möge der schöne Tag, an dem Gott uns so reich auf Erden gemacht hat, im Himmel geschrieben stehn. Ist die Liebe nicht ein Schatz? Und Gott, der ihr Urheber ist, hat uns beide an der Hand zu sich geleitet. . . Anaïs, welche Wonne bereitet uns der Schatz unsrer Liebe!“ Das tiefe Gemütsleben des Dichters hatte an dem Tage, an dem er eine so glückverheißende Ehe mit einer verständnisvollen Lebensgefährtin schloß, noch lebenslängliche Bereicherung erfahren. Die Liebe der edeln Gattin hat ihm auch in ungetrübter Reinheit die Todesstunde versüßt. Mit klarem Bewußtsein, in Frieden mit der ganzen Welt und mit sich selbst sah der würdige Greis sein Ende herannahen. Ein patriarchalischer Lebensabend krönte sein prächtiges, urgesundes Dichterdasein. Umgeben von seiner Familie und treuen Freunden, unter denen nur der in Italien weilende Mistral mit Wehmut vermißt wurde, nahm er Abschied von den Lebenden. Sein schönster Abschiedsgruß aber galt der Gattin: *Rosa mystica, Janua coeli* — und jetzt im Todeskampfe: *Salus infirmorum*.

Auf diesem Dichtergrabe grünt ein Lorbeer, der buchstäblich im Schweiß des Antlitzes gepflanzt worden ist. Auch der würdige Nachruf des trefflichen Féliberkanzlers Paul Marieton ist nicht verhallt: er bildet heute einen fesselnden Abschnitt der Vorrede zu der Gedichtsammlung. An diese Grabrede reiht sich würdig der Brief, den Mistral wenig Tage später (am 25. Mai 1891) von Venedig an den jungen gemeinsamen Freund Folco de Baroncelli richtete. Ein paar Abschnitte dieser denkwürdigen brieflichen Würdigung des Toten mögen als illustrierende Vorrede der Gesamtwürdigung der literarischen Verdienste Roumanilles vorausgehn: „. . . Das Ende unsrer Reise ist trotz dem azurblauen Himmel Italiens so von Wolken überdeckt, daß ich nicht das Herz habe, noch von andern Dingen zu reden — Wenn du wüßtest! . . . Wenn man mehr als vierzig Jahre Seite an Seite gewandelt ist; wenn man von demselben Punkte ausgegangen, sozusagen aus einem Neste ausgekrochen in denselben Zweigen, mit dem Ausblicke auf denselben Horizont die Schwingen entfaltet hat; wenn eure Lebensanfänge auf dem gemeinsamen Grunde beruhen, der aus tausend Kleinigkeiten zusammengefügt das innerste Wesen der Freundschaft ausmacht; wenn man sich vierzig Jahre gegenseitig hat sagen können: Ich habe deinen Vater gekannt, ich habe deine Mutter gekannt; wenn ihr alle beide dieselben Überlieferungen, denselben Glauben, dieselben Gewohnheiten mit der Muttermilch eingefogen hattet; wenn ihr euch dann an daselbe Joch der hartnäckigen Ausführung einer heiligen Aufgabe gespannt habt; wenn euch beide dieselbe Erinnerung an Rasse und Heimatsboden beflügelt und wehmütig bewegt hat; wenn ihr dieselben Hoffnungen gehegt, die Freude des Siegers gefühlt und dieselbe Furche im Ackerboden höhrend alle Illusionen und Enttäuschungen geteilt habt, die das Leben ausmachen, dann, mein lieber Folco, wird der Schlag, der mitten in der Furche den einen Ochsen am Pfluge zu Boden schmettert, auch den Gefährten erschüttern und unschlüssig machen.

Roumanille war der Baum, in dessen Schatten alle, die von der Provence begeistert waren (und noch viele andre), ihren Gesang anstimmten. Roumanille verstand die Kunst des Anhörens, er bot Schutz und eiferte an. Er erteilte Ratschläge, erhob bisweilen Einwand; und da er aus dem Volke stammte und ein echtes Kind des Volkes geblieben war, so würzte er seine Einwände reichlich mit Salz, nicht immer fügte er Öl hinzu. Aber niemand grollte ihm dafür. Er hatte so unendlich viel für unsre Sprache getan; um sie zu klären, sie wieder zu Ansehen zu bringen, so viel Eifer, Kenntnisse und natürliche Begabung aufgewandt, daß alle seine väterliche Autorität hochachteten, ebensosehr seine Dichteranmut, seinen tapfern Schriftstellerfinn, seine alterprobt Meistervernunft.

Roumanille war wie dazu geschaffen, das Kommando zu führen, ein redliches Kommando! Unter seiner langjährigen Führung, die bald mehr bald weniger zutage trat, hat das Félibrige in fröhlicher Eintracht, feindlichen Strömungen zum Trotz, seine Fahrt vollbracht; der gute Rouma (wie wir ihn ganz im Vertrauen nannten) war so populär geworden wie kein zweiter Félibre, hinter dem scherzenden Außern barg sich eine feste Stütze, ein Apostel jedes redlichen Strebens.

Man begreift nicht, warum die französische Akademie, die doch Preise für alle Tugenden und Talente austeilte, dieses wackere Kind aus dem Volke vergessen hat, das dem Volke zu so hoher Ehre gereichte! . . . Wer mir, als ich diese zweimonatige Reise antrat, vorausgesagt hätte, daß ich das freimütige, heitere Gesicht nicht wiedersehen würde.

Ich werde dich niemals vergessen können, schwarze Gondel von Venedig, wie du dich mit der kleinen Leuchte am Vorderbug im Nebel wiegtest, um mir eines Abends, während am Canale Grande die Serenaden zum Himmel stiegen, eine Depesche zu überbringen mit der Kunde von dem Tode meines Roumanille!“

## 2

Die ersten dichterischen Versuche Roumanilles stammen aus Tarascon. Er schrieb zuerst französische Verse, die das seltne Glück hatten, gedruckt zu werden. Die Kunde von dem Erfolge drang bis ins Elternhaus, bis ins Mas des Pommiers. Besonders die Mutter war stolz darauf, ihren Sohn gedruckt zu sehen. Kaum war Joseph in den Ferien heimgekehrt, so bestürmte sie ihn mit Fragen: Que, Jòuse, m'an di que fasiés parla li papie? Sie verlangt zu wissen, was er geschrieben hat, aber als er seine Verse auf ihr Drängen zum besten gibt, wird sie tieftraurig: Ah! moun pichot, t'ai pas coumpres (Ach, mein Kleiner, ich habe dich nicht verstanden). Dieser hilflose Kummer der geliebten Mutter wurde der Anlaß eines Entschlusses von ungeahnter Tragweite. Der redliche Sohn gelobte sich, fortan nur provenzalische Verse zu dichten, um von ihr verstanden zu werden, die seinem Herzen die nächste war. Die neuprovenzalische Renaissance datiert von diesem rührenden Augenblicke, der eine drohende Kluft zwischen Mutter und Sohn überbrückte. In seinen *Penseurs et Poètes* hat Gaston Paris diese unscheinbare Episode mit den Worten verklärt: La nouvelle poésie provençale est née de cette larme d'une mère, touchant symbole de la plainte douce et informulée de la chère vieille petite patrie, oubliée, dédaignée pour la grande! Inzwischen hat die neuprovenzalische Renaissance von dem geistvollen Akademiker René Taillandier bis zum gewissenhaften M. Jourdanne schon ihre Geschichtschreiber gefunden. Die Rolle, die Roumanille in dieser verdienstlichen von ihm angeregten literarischen Bewegung spielt, ist verschieden bewertet worden. Man will die erste, die Entwicklungsperiode des Felibertums von 1836 bis 1859 ansetzen und die vorwiegende diktatorische Führung Roumanilles für diesen Zeitraum anerkennen. In diesen Jahren wirkte er auf doppelte Weise: theoretisch und praktisch! Von 1836 bis 1847 sammelt er seine lieblichen Margarideto (Maßliebchen); in der folgenden auch für die Provence ersten Revolutionszeit wirkt er durch kraftvolle, in meisterhafte Dialogform gekleidete Äußerungen auf das Volksbewußtsein, 1852 veröffentlicht er seine ergreifende Dichtung *Li Sounjarello* (Die Träumerinnen); 1854 setzt er den Schlußstein zu den üblich gewordenen *Boileau-Lutrin*-Nachahmungen mit seinem komischen Heldenepos: *La campano mountado*, 1859 erscheinen seine *Nouvè*, die ihm den kindlichgläubigen Sinn des Volks gewannen; die schon erwähnten inhaltreichen *Flour de Sàuvi* umspannen den Zeitraum von 1850 bis 1863. Den Hauptanteil

seiner Mußestunden aber widmete er von Anfang an seinen die Poesie pflegenden Heimatgenossen, den gleichaltrigen wie den jüngern. Es ist hinreichend bekannt, wie er Mistral's Erstlingsversuchen die feste Richtung einprägte. Diese Mühe hat hundertfachen Lohn gebracht, andre Unternehmungen hören sich später als leicht ausführbar an. Doch wieviel Arbeit, Ärger, Hartnäckigkeit, Enttäuschung ist in den Hintergrund getreten!

Im Jahre 1851 hat Roumanille die erste Anthologie von Dichtungen der neuerwachten Muse herausgegeben. Diese Blumenlese trug den Titel *Li Prouvençalo* und wies Beiträge von einunddreißig Dichtern auf. *Saint-René Taillandier* (damals Professor in Montpellier) verfaßte auf Roumanille's Ersuchen die Vorrede. Bald waren 2500 Exemplare verkauft. Heute aber erinnern sich nur wenige, welche schwere Aufgabe es für unsern Dichter war, würdige poetische Scherflein zusammenzubringen, obwohl besonders die Mitarbeiter des von ihm redigierten poetischen Feuilletons der *Commune* zur Beteiligung eingeladen waren. Auch bekundete er bald den ihm scherzend nachgerühmten *démon du groupement*, indem er am 25. August 1852 alle Mitarbeiter der *Prouvençalo* zu einer Art Kongreß nach Arles einberief; am 21. August des folgenden Jahres war bei der Tagung in Aix die Zahl der anwesenden Sänger schon auf fünfundsiechzig angewachsen. Eine zweite Anthologie *Lou Roumavàgi deis Troubaïres* (1854) war die Frucht dieser nachhaltigen Gruppierungsversuche. Wieder erscheint Roumanille's Name zuerst neben Mistral bei dem Geburtsfeste des *Félibrige*, am 21. Mai 1854, er gehört zu den glänzendsten Sternen des Siebenbundes, der sich an diesem Tage im Schlosse *Fontségugne*, dem Sommerfize der Familie *Giéra*, unter dem Patronat der heiligen *Stella* zusammenfand. Aus der gemeinsamen Beratung der jungen „*Feliber*“ ging das neue Organ der nach echter Volkstümlichkeit strebenden Dichterschule hervor: der *Armana Prouvençau pèr lou bèl an de Diéu* 1855, der bald so beliebte provenzalische Kalender, der zuerst auf dem Titelblatte den Zusatz trug: „Sowohl für die Provence als das Comtat.“ Die erste Auflage, d. h. der erste Jahrgang war nur 500 Exemplare stark, später stieg die Zahl der jährlich begehrten Bändchen auf mehr als 10000. Die prächtige Vektüre galt jetzt ausdrücklich „dem ganzen Volke des Südens.“ Roumanille übernahm die Redaktion und damit zugleich eine künftige Hauptaufgabe seines Lebens. Denn er nahm diese Redaktion sehr ernst und sorgte unermülich für köstlichen Inhalt der so schlicht ausgestatteten Bändchen, die bald in die bescheidensten Hütten der Heimat wanderten und die Herzen von Alt und Jung für die neue „Sache“ gewannen. Die Hauptschätze seiner eignen Muse birgt unser Dichter künftig in diesen Blättern, denen er seine ungeheure Popularität verdankt. Als er im Jahre 1883 seine köstlichen *Conte Prouvençau* aus dem Inhalte der Kalenderjahrgänge zusammenreicht, wird offenbar, wieviel des Besten seiner poetischen Hauptkraft, seines plastischen, humorvollen Erzählertalents im *Armana* verstreut war. Mit dem Erscheinen *Mireios* (1859) trat der Dichter Roumanille mit neidloser Bescheidenheit absichtlich mehr in den Hintergrund, seinem geliebten Benjamin Mistral getrost den Vorrang einräumend. Die „erste Ausfahrt des *Félibrige*“ (so bezeichnet Nikolaus Welter in seinem schönen Buche „*Frederi Mistral, der Dichter der Provence*“ treffend

den Dichterausflug nach Nîmes am 12. März 1859) zeigt noch einen hervorragenden und zugleich sinnigen Triumph der lieblichen Muse des Verfassers der „Maßliebchen“ an der Seite seiner jüngern Freunde Mistral und Aubanel. Ganz allmählich aber beschränkt er sich mehr auf die Fürsorge für seine Familie, auf seine buchhändlerischen treu verwalteten Aufgaben, ohne doch sein erstrebtes Dichterideal für sich und andre aus den Augen zu verlieren. Die neu hinzuströmenden Kräfte erfreuen sein Herz, wenn auch nicht alle Bestrebungen der Folgezeit in den altväterischen Rahmen seines streng konservativen Sinnes hineinpasteten. Der Gedanke an eine kunstfinnige Verbrüderung der lateinischen Rassen, insbesondre Frankreichs, Italiens und Spaniens, der Traum von der *Idée latine* ist sicher nicht in Roumanilles Hirn entsprungen. Dieser kühne Wunsch, dessen erste Verwirklichung zur Freundschaft mit katalonischen Sangesbrüdern führte, überbrückte die Grenzen der engern Heimat in ungeahnter Weise.

Das ereignisreiche Jahr 1859 brachte die Kunde, daß in Barcelona die „Blumenspiele“ wieder feierlich eingeführt waren; ein katalonischer Dichter Damás Calvet übermittelte die Nachricht an die Provence. Als Abgesandter traf er mit Mistral, Roumanille, Aubanel u. a. in Tarascon zusammen. Diese feierliche Stunde entlockte dem Vater des Félibrige einen spontanen, seine edle Natur nachdrucksvoll charakterisierenden Dank: „Setzt, o Gott, kann ich ruhig sterben, denn ich habe den Baum blühen gesehen, den ich in der Provence gepflanzt habe, und Gott hat mich belohnt, da ich in seinem Schatten Provenzalen und Katalonen sehe, wie sie als Söhne derselben Mutter sich als Brüder erkennend einander die Hände drücken, zusammen singen und einander lieben.“ Der Strom wuchs über die engen Grenzen hinaus, er wurde zum Weltstrom des allgemeinen Interesses mit dem Jahre 1874, seit dem fünfshundertjährigen Petrarcajubiläum in Avignon. In diesen Wogen ging Roumanille nicht unter, aber er verschmähte es, seine eigne Persönlichkeit durch Zugeständnisse, die seinem Naturell unangemessen waren, beständig der allgemeinen Aufmerksamkeit auszusetzen. Niemals ließ er sich überreden, sich durch persönliche Anwesenheit in den tonangebenden Kreisen der Hauptstadt die Teilnahme der Pariser zu verschaffen, er beschränkte sich in stolzer Selbstgenügsamkeit auf den Wunsch, in der engern Heimat geliebt und gewürdigt zu werden: *Je suis compris chez moi, et je n'ai pas l'ambition de l'être de l'autre côté de la Loire. C'est pour le pays d'oc que je chante, et non pour le pays d'oïl . . . heureux de mon petit auditoire, qui est assez indulgent pour m'aimer et pour m'applaudir* (Brief an Victor Duret vom 14. Juni 1857). Es ist schwer, für solche Bescheidenheit immer die richtige Auslegung und Würdigung zu finden. Mistrals großer Sinn fühlte später instinktiv das in der jüngern Generation entstandne Mißverhältnis, als er im August 1888 auf die Wiederwahl zum Capoulié (d. h. Präsidenten des Féliberkonfistoriums), und zwar ausdrücklich zugunsten seines lieben Roumanille verzichtete, dem er auch einmal diese wohlverdiente Ehre und Freude zuteil werden lassen wollte. So hat es ein glückliches Geschick gefügt, daß der edle Greis ohne Bitterkeit von seinem blühenden, gedeihenden Lebenswerke nur durch den Tod schied. Er hat es erlebt, daß die lieblichen Anfänge seiner Dialekt-

dichtungen in genialer Hand zu Früchten der Weltliteratur ausreichten, er hat sich in stillen Stunden der Alterseinkehr getrost den Ruhm zuerkennen können, daß sein eignes Hauptverdienst auf dem Gebiete der Prosa zu suchen ist, und zwar der französischen sowohl als der provenzalischen. Denn Roumanille schreibt in beiden Sprachen mit der ungezwungenen Frische des echten Volkskindes, dem die lehrende Berührung mit der klassischen Kunst der Griechen und der Römer den Formensinn ohne Schmälerei seiner urwüchsigen Art zum Bewußtsein gebracht hat. Mit Fug und Recht heißt er ein „christlicher Rabelais,“ ein provenzalischer „Teniers.“

(Schluß folgt)



## Über einen mütterlichen Ahnen Bismarcks

Von Stephan Kekule von Stradonitz

(Nachdruck nur mit Genehmigung des Verfassers erlaubt)



Schopenhauer hat die Meinung ausgesprochen, daß man den Charakter vom Vater und den Intellekt von der Mutter herleiten könne. Ohne hier darauf eingehen zu wollen, ob diese Ansicht des Philosophen mit den Erfahrungstatsachen in Einklang zu bringen ist, sollte hier auf Schopenhauer nur deshalb verwiesen werden, weil wir zeigen wollen, daß das Problem, um das es sich handelt, schon das Nachdenken großer Geister und der feinsten Köpfe herausgefordert hat. Auch auf Goethes bekanntes Wort: „Vom Vater hab ich die Statur, des Lebens ernstes Führen; vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren,“ das eine große Ähnlichkeit des Gedankenganges mit dem Schopenhauers aufweist, soll hier nur hingewiesen werden.

Für jeden nun, der sich mit den Fragen der psychischen und der moralischen Vererbung befaßt hat, muß sich die Untersuchung der Ahnentafel eines Mannes wie des ersten Kanzlers des Deutschen Reiches, des Fürsten Otto von Bismarck, als ein besonders anziehender Gegenstand erweisen. Und merkwürdigerweise springt es auch bei ihm sogleich in die Augen, daß der Intellekt wohl kaum von der Vatersseite her stammen kann, daß Bismarck dagegen das Glück hatte, eine höchst begabte Mutter zu haben, während sich im Charakter des Vaters scheinbar Anklänge an den des großen Sohnes finden.

Ich gebe zunächst die Ahnentafel Otto von Bismarcks, wie sie durch Dr. Walther Gräbner, einen tüchtigen und fleißigen jüngern Genealogen, im „Deutschen Herold“ (XXXI, Nr. 5 vom Mai 1900, S. 93) vor einigen Jahren veröffentlicht worden ist.

Diese Ahnentafel ergibt als Eltern von Otto Eduard Leopold von Bismarck, geboren zu Schönhausen den 1. April 1815, gestorben zu Friedrichsruh den 30. Juni 1898:

1. Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck, geboren zu Schönhausen den 13. November 1771, † ebenda den 22. November 1845, Königl. Preussischen Ritt-